



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Verfasser sieht in den Worten der verschiedenen Offenbarungen (er glaubt die Marienerscheinungen streng von dem unmittelbaren Auftrage Gottes [Prol. 4] trennen zu müssen) den Gang der Handlung bereits angedeutet, in der Abweichung der göttlichen Verheißung von dem Auftrage Marias ist das Schicksal der Heldin vorgezeichnet. „Vertilge die Feinde — kröne den König!“ lautet Marias Auftrag, Gott selbst „garantirt“ dagegen nur die Befreiung von Rheims und die Krönung. Die Vertilgung der Feinde wird gehemmt durch die Schuld der Heldin. Und worin besteht diese Schuld? Die Warnung: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren“ deutete ihr an, wie ihre Sendung gefährdet werden konnte. Der göttliche Beistand („unmittelbare Kraftwirkung Gottes“) für das „Garantirte“ ist ihr sicher, für den übrigen Teil ihrer Aufgabe hängt es von ihr ab, ob sie sich auf sich selbst stellen oder aus freiem Antriebe den göttlichen Schutz suchen will. Sie fühlt sich aus eigener Macht gegen die Liebe, die sie nicht kennt, gefeit, in eitler Selbstgewißheit verzichtet sie — trotz der göttlichen Warnung, trotz der spätern Fingerzeige — auf Anrufung des göttlichen Schutzes, sie vertraut sich selbst und — fällt. So ist der Hochmut zu verstehen, dessen sie sich selbst den Schwestern gegenüber anklagt.

Der Verfasser glaubt den Beweis für seine Erklärungen mit „demonstrativer Gewißheit aus der Dichtung selbst geführt zu haben.“ Wenn wir uns dieser „demonstrativen Gewißheit“ gegenüber zweifelnd verhalten, so geschieht dies, weil wir dem Grundsatz huldigen, daß man nicht mehr aus einer Dichtung herauszulesen versuchen soll, als der Dichter, dessen Anschauungsweise uns doch nicht ganz unbekannt ist, hat hineinlegen können.

Können wir somit dem Hauptergebnis der Untersuchung nicht zustimmen, so wollen wir doch damit den Wert des Buches durchaus nicht bestreiten. Es steckt so viel Arbeit, so viel Nachdenken und feine Beobachtung darin, alles, was wir zur Erklärung der Dichtung nötig haben, ist so sorgfältig zusammengetragen, daß mancher dem Verfasser für seine mit so großer Liebe unternommene Arbeit Dank wissen wird, auch wenn ihn die Beweisführung nicht überzeugen kann.

Literatur.

Gedichte Oswalds von Wolkenstein, des letzten Minnesängers. Zum erstenmale in den Versmaßen des Originals übersezt, ausgewählt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Johannes Schrott. Mit einem Bildnis des Dichters und einem Facsimile seiner musikalischen Kompositionen. Stuttgart, Cotta, 1886.

Die hier vorliegende Anthologie bezweckt nicht bloß durch die Uebertragung der Gedichte Oswalds von Wolkenstein aus dem schlechten Mittelhochdeutsch des fünfzehnten Jahrhunderts ins Neuhochdeutsche einem größeren Kreise von Lesern den „letzten Minnesänger“ bekannt zu machen; sie wird auch die poetische Bedeutung des Wolkensteiners zur gebührenden Anerkennung bringen. Wolkenstein ist in den verbreiteten Literaturgeschichten Voedelers, Wackernagels, Kobersteins, Gerwinus', Scherers immer nur aufs kürzeste genannt. Scherer erwähnt ihn in dem Kapitel über das ausgehende Mittelalter, wo er von dem Aufgehen des Minnesangs im Meistergesang und Volkstied spricht (S. 253) und bemerkt, daß auch schon des Edelmanns Oswald Lieder sich mit populären Gesängen vermischet hätten. Alle diese Urteile gehen auf den ersten Herausgeber und Biographen des Dichters, auf Beda Weber, zurück. Dieser hatte nach den drei vorhandenen Hand-

schriften, der Wiener, der Innsbrucker und der gräflich Wolkensteinischen, die Gedichte 1847 mit Einleitung, Wörterbuch und Varianten herausgegeben, denen eine vortreffliche Monographie „Dswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tafel“ 1850 folgte. In diesen Werken hat Beda Weber vornehmlich die politische Stellung und Bedeutung des tirolischen Minnesängers hervorgehoben. Den Dichter Wolkenstein hat Weber offenbar nicht hochgeschätzt, wie eine Aeußerung im Schlußkapitel seiner Monographie (S. 475) bezeugt. „Man findet — heißt es da — in der Wolkensteinischen Handschrift alle Sangweisen verzeichnet, aber nur in einem nachlässigen Choral, dessen rohe Klänge an die tirolischen Arien gassenhauerischer Volkstlieder erinnern, kaum genießbar für ein gebildetes Ohr. Offenbar half Dswald als Rhapode durch seine Persönlichkeit und interessantes Geberdenspiel nach. Es läßt sich zwischen diesen Sangweisen und dem heutigen Naturfängerwesen im Zillertale eine unverkennbare Aehnlichkeit herausfühlen. Die Geschichte der Tonkunst wird dadurch kaum Aufklärung erhalten nach dem Urtheile eines Mannes vom Fache, dem ich sie vorgelegt habe.“ Indes hat auch hier neuere Forschung ein andres Licht über den Dichter verbreitet; maßgebend waren dabei die Untersuchungen des bekannten Innsbrucker Germanisten Ignaz F. Zingerle und eines andern tirolischen Lokalforschers, Anton Rogglers. Auf den Ergebnissen dieser beiden Gelehrten fußend, hat nun Johannes Schrott in einer trefflichen Einleitung eine wesentlich von den verbreiteten Ansichten sich unterscheidende Charakteristik Dswalds geschrieben. Was zunächst den Wert von Dswalds Melodien anlangt, so werden Urtheile neuerer Musikkforscher, wie die Aug. W. Ambros', F. Mik. Forkels zitiert, die gerade im Gegensatz zu B. Weber den edeln Stil von Dswalds Sangweise betonen und die Schrott zu dem Schlusse ermunten, Dswald sei, „wenn nicht einer der frühesten Mitbegründer der neuern Musik, doch wenigstens ihr Vorbote gewesen.“ Und von dem Werte seiner Gedichte sagt Schrott: „Kein Dichter des Mittelalters, Walthar von der Vogelweide ausgenommen, hat einen so weitgezogenen Gedankenkreis wie Dswald von Wolkenstein. [Und Wolfram? und Gottfried?] Seine uns fast unbegreiflichen Weltreisen, sein beständiger Verkehr mit den höchsten fürstlichen Persönlichkeiten, seine persönliche Teilnahme an allen bedeutenden Ereignissen der Zeit bildeten seinen empfänglichen Geist, bereicherten ihn mit Erfahrungen und stählten ihn zum Manne. Ausgestattet mit einer außerordentlichen Energie des Willens, wagte er sich schon in frühesten Jugend in den Kampf des Lebens, in welchem er, trotz aller Niederlagen und Gefahren, zuletzt immer wieder aufrecht da stand und siegreich hervorging. Die Vielseitigkeit seiner Geistesanlagen, von einem reichen Humor begleitet, ließ ihn niemals in Verlegenheit kommen; er konnte sich in alle Verhältnisse fügen. Er verdankte alles sich selbst, indem er in der rauhen Schule des Lebens lernte, was ihm frommte.“ Schrott hebt mit Nachdruck die poetische Bedeutung der ersten, einer tiefen Religiosität entstammenden Gedichte aus Dswalds alten Tagen hervor. Er sei ein entschiedener und gewaltiger Realist gewesen, und durch seine Teilnahme an allen folgenreichen Ereignissen der Zeit ihr literarischer Vertreter geworden.

Die Uebersetzung darf als ein Meisterstück in ihrer Art bezeichnet werden; denn ohne in die Zwitter Sprache Simrocks zu verfallen, hält sie doch den Charakter des Originals fest.

Jedenfalls wird die Auswahl dazu beitragen, wenn auch nicht den Enthusiasmus des Uebersetzers, so doch ein günstigeres Urtheil als das herkömmliche über den Dichter Dswald von Wolkenstein zu verbreiten.

Aus der ewigen Stadt. Novellen von Hans Grasberger. Leipzig, Liebeskind, 1887.

Hans Grasberger ist von Hause aus Kunstkritiker; als solcher hat er sich in der Wiener Journalistik als unparteiischer, der Kunst aufrichtig ergebener Schriftsteller einen geachteten Namen erworben. Als guter Deutscher, der seiner nationalen Gesinnung materielle Opfer zu bringen nicht scheut, hat er sich in den jetzt für die Deutschen Oesterreichs schweren Zeiten ehrenvoll bethätigt, auch als tapferer Kämpfer gegen die klerikalen Hegei oft sein treffendes Wort erhoben. Nun hat er sich als Novellist in die Literatur eingeführt, aber wir glauben nicht, daß ihm als Dichter reiche Lorberen wachsen werden. Zwar den Mann von Bildung und Wissen wird man in diesen Novellen nicht verkennen. Grasberger spricht hier aus einer reichen Kenntnis des modernen Roms. Er führt uns zumeist in die deutschen Künstlerkreise, welche in den fünfziger und sechziger Jahren in Rom weilten. Er stellt den deutschen, zur Reflexion geneigten Nationalcharakter gern dem ursprünglichen, leidenschaftlichen italienischen Naturell gegenüber. Sein eigener künstlerischer Sinn neigt zu den Italienern. Er schwärmt für römische Frauenschönheit, er nimmt die italienische Liebe, die sich bedenkenfrei hingiebt, gegen die Moralisten in Schutz. Er ist überhaupt ein Verehrer der Natur und weiß das folgende seine Aperçu zu machen: „Es ist unrichtig, daß wer den ethischen Sinn abgethan zu haben meint, deswegen schon den ausschließlich natürlichen Instinkten zurückgegeben sei. Es bleibt noch ein gewisses Reinlichkeitsbedürfnis der Seele zurück, und das ästhetische Gewissen nimmt den Richterstuhl der Tugend ein. Wer einmal durch die Kultur gegangen [ist], findet den Weg nicht wieder zur Natur zurück, er kann entarteter werden als der Wilde, meist wird er nur unglücklicher, ihm gleich in naiver Selbstbeschränkung von Bedürfnis und Genuß niemals“ (S. 279). Bei all diesen Vorzügen kann man doch nicht umhin, zu sagen, daß die poetischen Eigenschaften dieser Novellen mangelhaft sind. Grasbergers Stil ist zunächst der des Kritikers geblieben; die kunstgeschichtliche Lust am interessanten Objekt überwiegt in den Novellen die Darstellung des Gefühls und des Charakters. Die Führung der Handlung ist unklar, der Komposition fehlt es an dem einfachen übersichtbaren Umriss. Den hübschen Absichten mangelt die rechte Gestaltungskraft. Auch die Sprache ist stellenweise zu tadeln. Gleich die ersten Verse der unwirksam witzigen Widmung „an (den Vater) Giacomo“ fallen sonderbar auf:

Wieder komm ich wie vor Jahren
Klingelnd, mich als „Sor Gio“ meldend
Zu der Sora Benedetta
Wohnung auf. . .

Wie man „Klingelnd aufklimmen“ kann, ist schwer zu begreifen. S. 88 der greuliche Ausrufismus: „Es war, als wollte jedes der beiden Wanderer die Reise . . . machen.“

Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Quartal ihres 46. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Da der Erfolg des kürzlich versandten Rundschreibens, die Preisherabsetzung der Grenzboten betreffend, sich augenblicklich noch nicht übersehen läßt, so bleibt der Preis vorläufig noch derselbe wie bisher: für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schnelle Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im März 1887.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



